



GRENZEN SETZEN WIRD AKZEPTIERT

Mathias Otto und das Elefantenjunge

Tuluba ist das zwölfte Elefantenkind, das ich aufwachsen sehe. Ich war vorher im Tierpark Berlin, da habe ich schon einige Geburten miterlebt. Wie Tuluba auf die Welt gekommen ist? Da gibt es viel zu erzählen: Am Morgen des 5. August hatte seine Mutter Numbi die ersten Geburtsanzeichen, nämlich dreimal eine Wehe in einem Abstand von jeweils einer halben Stunde. Daraufhin waren wir Elefantenpfleger natürlich in Alarmbereitschaft. Wir haben auf Numbi aufgepasst, mit ihr gesprochen und im Prinzip ständig Wache gehalten.

Numbi hatte sich aber entschlossen, bis zum nächsten Morgen zu pausieren, und so sind wir eben über Nacht dageblieben. Am nächsten Morgen haben wir Numbi Blut abgenommen, da man am Blut ungefähr sehen kann, wann die Geburt losgeht. Numbi ist in einer Box mit Betonwänden und einem harten Fußboden gestanden. Wir wollten aber nicht, dass sie ihr Kleines dort bekommt, der Sandboden draußen wäre besser gewesen. Wir haben alle Türen aufgemacht, sie hat begonnen zu pressen und im Hinauslaufen hat sie das Jungtier verloren.

Ein Elefantenjunges ist bei der Geburt ganz schwarz. Nach einer Viertelstunde ist es schon halbwegs mobil, weil es nur im Stehen zu den Zitzen der Mutter kommt. Wir haben Numbi dann kurz von ihrem Kind getrennt, weil wir nicht wussten, wie sie mit ihren Geburtsschmerzen reagieren wird. Wir haben Tulubas Nabel behandelt, ihm eine Vitamin-E-Spritze gegeben und den Gesundheitszustand kontrolliert. Numbi war die ganze Zeit in der Box daneben und hat ihr Kleines „angerüsselt“.

Wir haben mit den Elefanten „geschützten Kontakt“, hinter Stäben. So ist es auch mit Tuluba. Es kann schon sein, dass er einmal unter den Schaukelseilen durchkommt, aber das ist nicht schlimm. So können wir ihn an die menschliche Hand gewöhnen. Das Streicheln hat eine positive Wirkung auf die Elefanten. Aber wir schicken Tuluba gleich wieder zurück. Wenn ein Jungtier zu grob oder zu nervend wird, bekommt es von seiner Mutter schon einmal einen Tritt oder einen Stoßzahn verpasst. Wir zeigen ihm seine Grenzen einfach mit der Stimme auf – und er akzeptiert es.



MINIMALISTEN MIT VIEL RUHE

Miriam Gutwillinger
und die Bergkönigsnatter

Die Bergkönigsnatter ist ein Schmuckstück. Viele Leute glauben, dass sich eine Schlange glitschig oder schleimig anfühlt. Das stimmt nicht: Wenn sie sich um meinen Hals legt, ist das angenehm, wie eine Massage. Manchmal binde ich meine Haare hinten zu einem „Knödel“ zusammen, da schlingt sie sich auch herum. Sie fühlt sich absolut trocken an, wie eine „Ledermuskelwurst“.

Die Bergkönigsnattern stammen eigentlich aus Nordamerika. Unser Exemplar lebt alleine in einem Terrarium und frisst am liebsten tote Mäusekinder. Die Natter bekommt alle zwei Wochen zwei Stück. Sie braucht dann wieder zwei Wochen, bis alles verdaut ist. Nur im Sommer füttern wir sie wöchentlich. Nach der Mahlzeit liegt die Bergkönigsnatter die ganze Zeit träge da, um zu verdauen. Schlangen sind Minimalisten, deshalb brauchen sie auch so wenig Futter. Sie bewegen sich nicht wirklich viel, bestenfalls zur Jagd. Eine super stressfreie Art zu leben – ich hätte eine Schlange werden sollen.

Ob man ihr Tempo annimmt? Im Sommer muss man hier im Wüstenhaus die Arbeit an die Temperatur anpassen. In der Madagaskarhalle, wo auch die Bergkönigsnatter in einem Höhlengang wohnt, sammelt sich die Hitze am meisten. Da kann das Thermometer in der Sonne schon einmal 70 Grad anzeigen. Man muss die wichtigsten Arbeiten in der Früh erledigen, vor neun Uhr. Alles, was später stattfindet, ist mit den ärgsten Schweißausbrüchen verbunden. Man muss viel trinken und sich langsam bewegen.

Schlangen haben mich schon immer fasziniert. Schlangen und Pferde. Und so habe ich auch mein Leben eingerichtet: „Schuppen“ habe ich in der Arbeit und „Fell“ privat. Das „private Fell“ sind Pferd, Karnickel, Katzen. Mein Freund arbeitet in einem Stall mit 20 Pferden. Eines davon ist unseres. Es ist eine Art Lebenseinstellung: Ich gehe um viertel fünf am Nachmittag von der Arbeit im Tiergarten weg, aber dann geht es erst richtig los. Ich reite, miste aus und versorge die Tierchen. Die letzten zwei Tage hatte ich frei und jetzt habe ich einen Muskelkater von meinen freien Tagen. Aber ich könnte mir nichts anderes vorstellen.

Wasserbüffel sind sanfte Giganten. Sie sind friedfertig und zutraulich. Wenn man bei den scheuen Rentieren in die Anlage geht, muss man den Kontakt suchen. Die Wasserbüffel sind anders: Du gehst in das Gehege hinein und hast nach zwei Minuten alle fünf Tiere um dich herum. Sie wollen gestreichelt und gekraut werden. Zwischen Ohr und Horn mögen sie es am liebsten und auch am Goder genießen sie es. Wir striegeln sie mit der Rinderbürste, da hätten sie am liebsten einen „Streichler“ pro Tier. Sie erkennen uns Pfleger an unserer Arbeitskleidung und am Geruch. Einmal war ich im Privatgewand bei ihnen, das hat ihnen nicht gefallen, denn das hat nach Tierarzt ausgesehen.

Die Wasserbüffel kommen ursprünglich aus Südostasien, sind aber mittlerweile auf der ganzen Welt domestiziert. Unsere Tiere sind eine westungarische Rasse, das erkennt man an den nach hinten gebogenen Hörnern. Wir haben zwei Männchen und drei Weibchen.

Sie lieben das Wasser. Wenn es heiß ist, sitzen sie fast den ganzen Tag im Wasserbecken und genießen das Kalte und Kühle. Es gibt auch eine Suhle, in der sie sich mit Gatsch „einschmieren“ können, damit die UV-Strahlung nicht durchkommt. Manchmal dusche ich sie auch mit dem Schlauch ab. Dann rennen sie vor dem Wasserstrahl davon und haben so ein wenig Bewegung. Bei unseren zwei alten Damen mache ich das aber nicht. Sie sind schon fast 20 Jahre alt, das ist eigentlich das Höchstalter. Die beiden bekommen auch die Rinderpille, damit sie nicht mehr tragend werden. Man gibt sie ihnen jeden Tag, in hartem Brot versteckt. Sie sieht ähnlich aus wie die Pille für die Frau, nur ein wenig größer.

Zu Hause halte ich Grüne Leguane und Schildchsen, quasi als Ausgleich. Schon als Bub habe ich die Fernsehserie „The Crocodile Hunter“ geliebt. Was der Unterschied zu meinem Beruf ist? Im Tiergarten habe ich Kontakt mit den Tieren, zu Hause muss ich eher auf Distanz sein. Ich glaube, ich bin bei meiner Arbeit eher der Mann fürs Grobe. Aber andererseits: Ich bin auch im Insektenhaus eingeschult, da muss man viel ruhiger arbeiten. Ich hätte nie gedacht, dass ich so viel Geduld habe.

SANFTE GIGANTEN SUCHEN KONTAKT

Sascha Kirchmayer und die Wasserbüffel



Eigentlich ist es nicht üblich, dass ein Reptil Streicheleinheiten genießt, aber unser Nashornleguan „Schmuser“ ist anders. Er ist seit etwa 15 Jahren bei uns und kam her, weil er beim Zoll als Schmuggeltier beschlagnahmt wurde. Er sieht wie ein kleiner Dino aus, als wäre er ein Überbleibsel aus der Urzeit.

Man darf sich von Schmusers Anhänglichkeit aber nicht täuschen lassen und sollte nie vergessen, dass Reptilien – wie fast alle Tiere im Zoo – Wildtiere sind. Man darf ihnen nie hundertprozentig vertrauen. Mit seinem mächtigen Schwanz kann ein Nashornleguan dem Pfleger blaue Flecken schlagen oder ihm sogar den Arm brechen. Außerdem können die Tiere den Kiefer bis zu 90 Grad aufklappen und dann zuschnappen – ein Finger ist da leicht weg. Schmusers Artgenosse im Terrarium gegenüber ist so aggressiv, dass wir nur mit dem Besen als Schutz hineingehen.

Nashornleguane kommen ausschließlich auf Haiti und in der Dominikanischen Republik vor und sind dort stark bedroht. Deshalb gibt es in Zoos auf der ganzen Welt schon viele Nachzuchten. Als ich die Ausbildung zur Tierpflegerin gemacht habe, habe ich nicht gedacht, dass ich später einmal bei den Reptilien arbeiten werde, aber mittlerweile sind sie meine Lieblingstiere.

Es ist sehr wichtig, dass die Luftfeuchtigkeit und die Raumtemperatur an die Bedürfnisse der Reptilien angepasst sind. Fünfmal im Monat gibt es für Schmuser „Regentage“, da wird das ganze Terrarium mit dem Schlauch gründlich nass gemacht. Hier im Keller strahlt für uns Pfleger zwar den ganzen Tag nur Kunstlicht, was sicher gewöhnungsbedürftig ist, aber man könnte ja auch so sagen: an jedem Tag Sonnenschein und 30 Grad. Ich kann das ganze Jahr mit kurzen Ärmeln herumlaufen.

Ob man bei der Betreuung von Reptilien von den Tieren etwas zurückbekommt? Wenn man seine „Antennen“ eingestellt hat: ja. Manche Menschen können das vielleicht nicht nachvollziehen, aber diesen Tieren ist es egal, ob jemand kurze schwarze oder lange blonde Haare hat. Sie haben keine Vorurteile.

EIN KLEINER DINO AUS DER URZEIT

Manuela Sirny und der Nashornleguan



Eine Mähnenrobbe wirft sich nicht in Pose. Es sieht zwar aus, als ob sie das Fotografieren genießen würde, aber das ist ganz einfach ihre Ruhestellung. Wir machen mit den Tieren zweimal am Tag eine Schaufütterung. Sie bekommen Heringe, Makrelen, Tintenfische und Wittlinge, das sind Dorschverwandte. Wir werfen die Fische in die Luft und ins Wasser und die Robben vollführen ihre spektakulären Sprünge ins Becken. Das ist ihr normales Verhalten: In Südamerika, wo die Mähnenrobben wildlebend vorkommen, müssen sie von den Klippen ins Wasser springen, um zu ihrer Nahrung zu kommen.

Für die Mähnenrobben bin ich der Fischlieferant. Es gibt schon eine Vertrauensbasis, aber ich würde nicht sagen, dass es eine „Bindung“ zu ihnen ist. Dieses „Tierliebe-Spiel“ ist nicht meines. Da sind starke Emotionen mit dabei und Emotionen leiten letztlich fehl. Tier soll Tier bleiben und Mensch soll Mensch bleiben.

Eigentlich arbeitet man als Pfleger vor allem rund um das Tier und nicht mit dem Tier. Im Normalfall ist es ja so, dass ich dem Tier Bedingungen schaffe, bei denen es sich wohl fühlt – dann braucht es den Menschen nicht mehr. Man schaut, dass das Wasser sauber ist, dass die Qualität der Fische passt und dass die Besucher zufriedengestellt sind. Aber wenn ich eine funktionierende Gruppe von Tieren habe, ist der Mensch überflüssig.

Warum wir dann mit den Mähnenrobben Schaufütterungen machen? Bei den Vorführungen geht es darum, die Tiere zu bewegen, und die Bewegung passiert nun einmal über die Fische. So kann ich die Robben am besten beschäftigen. Außerdem sind wir nun einmal ein Schaubetrieb.

Ich bin seit 33 Jahren im Tiergarten. Ich habe unzählige Besucher kommen und gehen gesehen. Was sie von ihrem Aufenthalt bei uns mitnehmen sollten? Dass das, was man hat, schützenswert ist. Außerdem muss man vieles global sehen: Es hilft nicht, wenn ich sage, ich schütze jetzt die Delphine und die Welt ist in Ordnung. Denn wenn ich nicht gleichzeitig auch die Heringe schütze, haben die Delphine einmal keine Futtertiere mehr.

SPEKTAKULÄRE SPRÜNGE INS BECKEN

Ludwig Fessl und die Mähnenrobbe

